

II. Alle auf Grund dieser vorgenommenen Abänderung sich im Gesetz selbst notwendig machen den reaktionellen Tendenzen vorzuziehen.

In der Einleitung zu dieser Petition wird zunächst auf die durch die letzte Veränderung des Gesetzes, betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter, bewirkte Mehrbelastung der freien Hilfsklassen verwiesen, wodurch die meisten der ohnehin schon schwer um ihre Existenz ringenden Klassen völlig in Frage gestellt werden und im Anschluß daran auf die Thatsache aufmerksam gemacht, daß diese freien Klassen, trotz der Mehrbelastung, dennoch eine große Anzahl von Arbeitern — über 900 000 (nach dem statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich betrug die Zahl der Mitglieder der eingeschriebenen Hilfsklassen in dem auch in der Petition genannten Jahre 1891 im Durchschnitt 1 161 973 und die der sogenanntem „landesrechtlichen“ Hilfsklassen 1 834 467, also zusammen 1 846 440 Mitglieder) — treue Anhänglichkeit bewahrt haben, daß sich diese freien Klassen noch der weitesten Sympathie in den beteiligten Kreisen zu erfreuen haben, aus welchem Grunde man von Seiten der Gesetzgebenden Körperschaften sich veranlaßt sehen möge, die geäußerten Wünsche zu berücksichtigen. In Bezug auf die gesammte Sozialpolitik äußert sich die Petition folgendermaßen: „Betrachtet man nun unsere sozialpolitischen Verhältnisse, das Unfall-, Kranken- und Invaliditäts- und Altersversicherungs-gesetz näher, so wird man finden, daß, obwohl sie ein scheinbares Ganzes bilden sollen, doch ihre verschiedenen Richtungen nehmen, sonst hätte man ja aus allen drei Gesetzen ein einziges machen können. Diese Richtungen kennzeichnen sich schon am einfachsten in Bezug auf die Aufbringung und Erhebung der dazu nötigen Kosten, also der Beiträge.“ Es wird dann auf die Beschlässe des Kongresses der freien Hilfsklassen in Gera verwiesen, welche dahingehen, daß die Kosten für die Unfälle einzig von den Unternehmern bezw. Betrieben, die für die Krankheiten der Arbeiter und die für Erhaltung alter und invalider Arbeiter vom Staat bezw. der Allgemeinheit aufgebracht werden müßten, worauf dann auf die schwere Last, welche den Krankentassen durch die Bestimmung des Unfallversicherungs-gesetzes aufgelastet worden ist, daß die Krankentassen für alle Unfälle bis zur 14. Woche die Kosten zu tragen haben, näher eingegangen wird.

„Durch die vorgeschlagene Aenderung würde, heißt es dann, ein längst geäußertes Wunsch — und nicht allein der freien, sondern der meisten bestehenden Krankentassen — erfüllt werden, denn sie würden dadurch von einer Ausgabe befreit werden, durch welche ihr Budget ungeheuer erhöht wird, obgleich diese Ausgabe rechtlich den Krankentassen gar nicht zuzurechnen ist. Zur weiteren Begründung dieser Ansicht wird dann weiter bemerkt: „Ein Betriebsunfall ist eine Verletzung, die in unmittelbarer Zusammenhänge mit der ausgeübten Arbeit, mit den Gefahren des Betriebes steht und für welche der Arbeiter einzig und allein durch die Berufsgenossenschaft entschädigt werden sollte, aber nicht durch die Krankentassen, welche ohnehin mit wichtigen Krankheiten — und dazu gehören auch die Berufskrankheiten, die doch auch nicht durch die Unfallversicherung entschädigt werden, obwohl sie oft durch die Betriebe entstehen und Jahre lang dauern — genügt zu thun haben. Außerdem dürften auch eine nicht geringe Anzahl leichterer Unfälle überhaupt nicht angemeldet werden, sondern ohne Weiteres auf die Krankentassen übergehen. Dann ist auch auf die Ungleichheit hinzuweisen, wie die einzelnen Klassen mehr oder weniger belastet werden. Bekanntlich kommen in der Landindustrie sehr wenige (auf 1000 Arbeiter 2,62 Unfälle), wohl überhaupt die wenigsten Unfälle vor, während in Maschinenfabriken, Hütten und Walzwerken und anderen

Betrieben Unfälle sehr häufig eintreten (auf 1000 Arbeiter sogar 119,42). Auch in der Landwirtschaft kommen nicht so viel vor wie in der Industrie. Im Jahre 1891 kamen z. B. 225 337 Unfälle zur Anzeige, verifiziert waren 18015 286 Personen; auf je 1000 Versicherte also 11,79 Unfälle. Diese Zahl steigt aber in den einzelnen Berufsgenossenschaften oft um das Zehnfache — wie schon das oben angeführte Verhältniß in der Maschinenindustrie zeigt. In der Industrie waren 5093413 und in der Landwirtschaft 12289415 versicherte Personen beschäftigt. Auf je 1000 in der Industrie beschäftigte Arbeiter kommen 31,94 und auf je 1000 in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigte nur 3,44 Unfälle. Daraus ergibt sich, daß Krankentassen, deren Mitglieder meist Tabakarbeiter sind, sehr wenig bezüglich der Unfälle belastet werden, diejenigen Klassen dagegen, welche Arbeiter in gefährlichen Betrieben zu ihren Mitgliedern zählen, sehr stark herangezogen werden müssen.

Der eine Theil wird also mit viel höheren Beträgen belastet werden müssen, wie der andere, obwohl der erstere nicht mehr Rechte und Ansprüche hat, wie der letztere. Derselbe Unterschied — hier sogar das Zehnfache mehr — besteht zwischen Klassen mit industriellen oder landwirtschaftlichen Arbeitern. Diese ungleiche Belastung, wozu lediglich die verschiedenen Betriebe die Ursache sind, würde durch die erbetene Abänderung aufgehoben.“

Nachdem dann noch mit der so häufig wiederkehrenden abernen Behauptung, daß die Arbeiter vorläufig Unfälle herbeiführen, um nur zu dem Genuß einer Rente zu gelangen, ins Gewicht zu gehen und unter Berufung auf die Denkschrift des Präsidenten des Reichsversicherungsamtes Dr. Vöbdeker, in welcher er 19,79 Prozent der zur Anmeldung gelangten Unfälle auf mangelnde bezw. mangelhafte Schutzvorrichtungen zurückführt, eine Behauptung als abnorm charakterisiert wird, führt die Petition die Zahl der im Jahre 1891 einzig und allein nur den Krankentassen zur Last gelangenen Unfälle — meist vor Ablauf der 13. Woche hergestellt — auf. Danach betrug die Zahl dieser Unfallskategorie 174 128 von den sämtlichen 225 337 zur Anzeige gelangten Fällen. Ueber 13 Wochen arbeitsunfähig, und zwar zum großen Theile auch nur noch „kurze Zeit“ waren nur 51 209 gleich 22,3 Prozent Verletzte. Von diesen sind in der „kurzen Zeit“ 6428 mit Tode abgegangen, wo bei Unversehrtheit die Berufsgenossenschaften — außer den Beerdigungskosten — auch noch wenig oder gar nichts zu zahlen hatten. Es wird dann berechnet, daß diese 174 128 Fälle unter 13 Wochen den Klassen — der einzelnen Fall mit 6 Wochen bei einem Krankengeld von 10 Mk. pro Woche — mindestens 10% Millionen Mark gekostet haben dürfte, eventuell mehr. Daß es unter solchen Umständen den Klassen nicht möglich ist, auf die Dauer sich lebensfähig zu erhalten und auch noch den durch das Gesetz vorgeschriebenen Reservefonds anzukommen, haben außer den Petenten und den Vorständen der sonstigen freien Hilfsklassen sogar auch schon die Vorstände der sächsischen Ortskrankentassen eingesehen, welche in einem Bericht über die Vereinigung der sächsischen Ortskrankentassen erklären: „Die wirtschaftliche Lage der Ortsklassen ist keine günstige. Das finanzielle Ergebnis weist nach, daß ein Drittel aller zur Vereinigung gehörigen Klassen nicht nur keine Ueberschüsse, sondern Defizite zu verzeichnen haben.“ Geleglicher Bestimmung gemäß müsse der Ueberschuß 497 783 Mk. betragen, habe aber nur die Summe von 210 848 Mk. erreicht, so daß sich die Ueberschüsse im letzten Jahre allein auf 286 935 Mk. belaufen. Es wird dann noch mitgeteilt, daß es verschiedenen Berliner Ortskrankentassen ebenso, vielleicht noch viel schlechter ergeht.

Der Brand.

Schne von A. Hausmann.
Sin Neujahresmorgen!

In der Arbeiterkassene eines großen Fabrik-Etablissements liegt Alles noch im tiefsten Schlaf. Es ist ein langer Saal, den wir im Behüte betreten, ganz im Stile unserer Ferienkolonien eingerichtet. Die eine Seite des Saales fällt eine Reihe Betten aus, je zwei übereinander, in denen die Mäden der Arbeit nach hartem Tagewerk ausruhen. Eine lange hölzerne Tafel mit dritto Bänken zieht sich die andere Seite entlang und darüber an der Wand eine lange Reihe Spinde zum Aufbewahren von Brot u. dergl.

Trotz der grimmigen Winterkälte draußen herrscht hier eine dumpfe Temperatur, die Ausdünstung von schlafenden Menschen. Es sind größtentheils fremde Arbeiter, Polen, Italiener, Dänen und Westpreußen, denen spezialtische Humanität hier eine Heimstätte gründete.

Durch die Fenster sieht sich loben der erste Schein des neuen Tages, des ersten Tages im neuen Jahre. Ein neues Jahr! Was wird es für diese armen, ausgemergelten Opfer unserer heutigen kapitalistischen Gesellschaft bringen? Nichts als ein ewiges Einerlei, ein Auswandern von Tagen der Arbeit und Entbehrung aller jener Genüsse und Güter, welche unsere moderne Kultur so mannigfaltig bietet.

Welch ein trauriges Los! Mit Tagesanbruch auf den Ruf der Dampfheißung hinein in die Fabrik, wo Räder und Transmissionsen ein nervenschmerzliches Konzert vollführen. Eine übermäßig lange Arbeitszeit — und das Alles für einen kleinen Lohn, der kaum für das Nötigste zum Leben ausreicht. Und so wiederholt sich dies jeden Tag. Es ist ein stilles Gut, der Schlaf. Es ist als ob die Natur den Armen entschädigen wollte

Zum Schluß sprechen die Petenten die Erwartung aus, daß ihnen der Reichstag Gehör schenke und eine Aenderung der betreffenden gesetzlichen Bestimmung im Sinne des Antrages vorzunehmen werde.

Marmor-schnitte.

(Schluß.)

Türkischmarmor.

Der Grund zu dieser Schnittart, mag er Carragenmoos oder Tragant sein, muß mehrere Tage alt sein. Früher Grund eignet sich nicht gut zu Türkischmarmor. Auch muß er um ein Weniges härter genommen werden als zu Feinadmarmor. Die Farben (Pest Farben), welche das Aderngebiß bilden, werden um ein Sedstel mit Wasser verdünnt und entsprechend Galle zugesetzt. Der Grundfarbe aber, welche die andern Farben in Adern treibt, darf fast gar kein oder nur sehr wenig Wasser zugesetzt werden, sondern ziemlich Galle und einige Tropfen Eisenlösung. Je mehr oder weniger Galle oder Eisenlösung zugesetzt wird, desto heller oder dunkler wird die Grundfarbe.

Wir nehmen als Beispiel an, das Aderngebiß besteht aus Schwarz, Roth und Blaugrün und die Grundfarbe ist grau, so wird Schwarz und Roth wie vorhin angegeben, gerichtet, Blaugrün aus blau oder Grün gemischt, aber etwas mehr verdünnt, damit sie heller wird. Zur Grundfarbe nimmt man Schwarz, welches dann durch Zusatz von Galle und Eisenlösung grau wird. Die Farben für das Aderngebiß richtet man in kleine Gläser, die Grundfarbe aber muß in einem großen Gefäß angemacht werden, damit man den Schlagpinsel, welcher zum Auftragen derselben dient, bequem eintauchen kann.

Die schwarze Farbe wird ganz wie beim Feinadmarmor mit einem trummen Vorleinen in großen Tropfen aufgetragen. Die beiden andern Farben werden aber mit kleinen Reisstrohpinseln aufgetragen. Sollen welche Adern vorhanden sein, welche überhaupt dem Schnitt ein lebhafteres Aussehen verleihen, so wird ein schwaches Gallenwasser angemacht und dieses ganz wie die beiden letzteren Farben aufgetragen. Zuletzt kommt die Grundfarbe, mit dem Schlagpinsel über den Stoß aufgeschlagen, von links nach rechts und wieder zurück. Durch das Zurückschlagen fallen in die ersten Tropfen noch einmal zweite Tropfen, welche sich durch einen hellen Rand von den ersten abzeichnen und dem Marmor ein hübsches Aussehen verleihen.

Schärfer noch tritt dieser helle Rand hervor, wenn man der Grundfarbe statt Eisenlösung einen Tropfen Steinöl zugesetzt. Man taucht zu diesem Zweck einen Stift in das Steinöl, läßt von diesem einen Tropfen in die Grundfarbe fließen und rührt dann alles gut durcheinander. Durch das Umrühren wird der eine Tropfen Del wieder in unzählige kleine Tröpfchen zertheilt. Hat man eine größere Partie Bücher zu marmorieren, so muß das Steinöl von Zeit zu Zeit wieder ersetzt werden, weil es einezeitig schnell verbraucht ist, anderntheils auch verdunstet.

Wann es Marmorierer tragen auch die schwarze Farbe mit dem kleinen Reisstrohpinsel auf. Auf diese Weise wird der Grund nicht ganz gedeckt; es bleiben weiße Zwischenräume vom leeren Grund zwischen den Farbentropfen sichtbar, welche dann die weissen Adern bilden. Man erspart auf diese Weise das Auftragen von Gallenwasser.

Da diese Schritte wohl immer geübt werden, ist es unbedingt nöthig, dieselben vorher mit Wasser anzusehen. Hierbei ist aber auf den nöthigen Feuchtigkeitsgrad Achtung zu geben, denn gänzlich wieder trocken gewordene Schritte nehmen weder Grund noch Farbe an. Es ist daher gut, wenn dem Wasser einige

Tropfen Glyzerin zugesetzt werden; dieses verhindert das zu schnelle Austrocknen des Papiers. Eine dem Türkischmarmor ähnliche Schnittart, welche den Namen Trauerschnitt führt, wird auf folgende Weise angefertigt: Grund und Farben für das Aderngebiß werden ganz wie beim Feinadmarmor gerichtet. Außer diesem macht man sich noch ein ganz schwaches Sprengwasser an. Die Grundfarbe, welche hierzu nöthig ist, muß aber etwas härter werden als wie zu Türkischmarmor. Die erste Farbe wird dann in großen, ineinanderstehenden Tropfen aufgetragen, die zweite aber in ganz kleinen, dicht nebeneinanderstehenden Tropfen. Dann wird das schwache Sprengwasser mit einem Schlagpinsel über den Stoß aufgeschlagen, welches kleine, dicht nebeneinanderstehende Lächer reißt und auf dieses dann zuletzt die Grundfarbe. Derselbe wird ebenfalls mit einem Schlagpinsel über den Stoß, und zwar kurz und schnell, aufgeschlagen. Diese Schnittart wird meist bei Büchern religiösen Inhalts angewendet.

Der Ramschnitt.

Der beste Grund für Ramschnitt ist der Carragenmoosgrund, und zwar eignet er sich früh am besten dazu. Jedoch muß er nach dem Kochen 24 Stunden gestanden haben, denn in dieser Zeit haben sich erst alle unreinen Schleimtheile zu Boden gesetzt, wodurch er klar wird. Wenn sich auch Summitragant weniger zu dieser Schnittart eignet, so wird er doch auch vielfach dazu verwendet. Die Farben stehen aber niemals so rein und intensiv, als wie auf Moosgrund. Wärschlich auf diesem Grunde die Farben beim Auftragen und nachherigen Durchstreichen mit dem Stift wieder etwas zusammenziehen und dadurch intensiv werden, so ist beim Tragant das Gegenstück der Fall. Die Farben breiten sich viel größer aus, beim Durchstreichen mit dem Stift sahen sie gen auseinander und werden somit bloß. Man kann allerdings das Zusammenziehen der Farben auch künstlich bewirken, wenn man vor dem Auftragen derselben den abgezogenen Grund mit einem ganz schwachen Gallen- oder Sprengwasser bedeckt, und zwar trägt man dieses mit dem Schlagpinsel in kleinen Tropfen auf. Die Farben breiten sich anfangs aus, werden aber durch das Sprengwasser wieder etwas zusammengebrückt. Beim Durchstreichen wird farbenfreier Grund, welcher mit Sprengwasser bedeckt ist, zwischen die Farblinien gezogen, welches dann ebenfalls auf diese brüht und das Auseinanderfahren und Blauwerden verhindert.

Das Auftragen der Farben bei Ramschnitt kann auf verschiedene Weise geschehen. Wir werden die verschiedenen Auftragsmanieren beschreiben, der Lernende theile dann gut, alle zu probieren, und diejenige, welche ihm am praktischsten vorkommt, übe er speziell ein.

Als erste Manier nehmen wir die Halber'sche, sogenannt nach dem Verfasser unserer Marmorfarben.

Die Farben werden in kleine Gläser gegossen und jeder 4 Tropfen Galle zugesetzt. Wenn auch dieselben in der Stärke für Ramschnitt gerichtet sind, so bezieht dieses sich nur auf das Verdünnen mit Wasser, einige Tropfen Galle müssen immerhin noch zugesetzt werden. Der Grund wird dann nach den Farben gerichtet und nicht die Farben nach dem Grunde. Da zu einem gewöhnlichen Ramschnitt vier Farben genommen werden, so stellt man die Gläser mit denselben der Reihe nach zur Hand, Schwarz, Blau, Gelb, Roth. Zum Auftragen bedient man sich der Pinsel mit trummen Vorleinen.

Zuerst wird ein Tropfen Schwarz auf den Grund gegossen, welcher sich ungefähr 10 Ctm. im Durchmesser ausbreiten muß. Breitet sich der Tropfen nicht in diesem Maße aus, so ist

Mit Mühe und Gefahr gelingt es, die wichtigsten Bücher und Briefschaften dem Elemente zu entreißen.

Inzwischen hat das Feuer auch den Haupttheil der Fabrik ergriffen und raß nun unaufhaltsam weiter. Wichtige Feuerstellen lodern gen Himmel und ihr leuchtender Schein verflüchtigt sich mit dem Morgenroth des angebrochenen Tages.

Alle Rettungsversuche sind vergebens: dem entseelten Elemente gegenüber ist der Mensch machtlos. Merkwürdigerweise sind auch die Wasserfaßen im oberen Stode des Hauptgebäudes leer, so daß jeder Versuch, dem Feuer Einhalt zu thun, unmöglich ist.

Auf der Brandstätte, nahe dem Materialienlager leitet der Verwalter die Abräumungsarbeiten. Er hat seine Wohnung in Fabrikhofe und war daher einer der Ersten am Platze. Seine Nähe scheint ihm das Unglück nicht zu gehen, vielmehr glaubt man ein schadenfrohes Lächeln auf seinem mit einem langen roten Bart umrahmten Gesichte zu lesen. Köante er aber die Entstehung des Brandes wohl voraussehen?

Der Abend des Neujahresabendes blüht auf ein trübendes Trümmersfeld bernieder. Unter dem Schutte jaden hier und da noch kleine Flammen empor. Von dem hohen Bau sind nur die Umfassungsmauern geblieben. Starke eiserne Träger hängen, von der Hitze gebogen, wie Windfäden an dem schwarzen Mauerwerk nieder.

Wenige hundert Arbeiter stehen mit Wangen dem neuen Jahre entgegen, dessen erster Tag so unheilvoll für sie begonnen hat. Zwar verlor sie nicht ihnen, bei den Abräumungsarbeiten, wie auch bei dem Neubau soviel wie möglich beschäftigten zu wollen; allein der größte Theil ist doch seiner Arbeit beraubt und damit dem Elende preisgegeben. Man sucht wohl seitens der Unter-

für seine Entbehrungen. Mag auch das Lager dieser Kerker nur aus einem Strohhalm und einer wollenen Decke bestehen, so ist ihr Schlaf nicht minder erquickend, als der Schlaf des Reichthums, der sich in lebenden Rissen wälzt. Und zumal heute, wo ja Feiertag, wo keine Dampfheißung kraulam zur Arbeit ruff. Ein behagliches Gefühl macht sich bei den Schläfern geltend; es ist die Gemüthsruhe, heute sich einmal etwas länger ausruhen zu können.

Doch — mit des Schicksals Mächten, ist kein ewiger Wand zu strecken und das Unglück schreitet schnell — sagt bekanntlich schon der Dichter. Denn plötzlich, wie ein greller Wüßten, dringt der Ruf der Dampfheißung durch die Morgenstille.

Aber nicht wie gewohnt, kurz und befehlend, vielmehr hilflos, fast heulend hallen die langgezogenen Töne in den andröhnenden Tag hinein. Erstickt sahen die Schläfer von ihrem Lager empor. „Was ist geschehen?“ hört man angstvoll fragen.

Die Fabrik brennt! — Mit Ulyssesschnelle verbreitet sich diese Kunde.

„O sancta Madonna!“ säufert hier schlaftrunken ein Italiener, unwillkürlich die Hände faltend, während nebenan ein Pole seinem Groll über die unheilbare Störung in einem kräftigen Fluche Luft macht. Alles stürzt, nur bürstig bleibt, nach der Brandstätte.

Das Feuer ist im Materialienlager ausgebrochen, wo ungeheure Vorräthe dem verderbten Elemente reiche Nahrung bieten. Dem tapifer Schnelligkeit greift es an: sich. Dicht nebenan befindet sich das Comptoir, ein niedriger Anbau mit Treppdach und Deckstuhl. Jetzt gilt es zu nützen die wertvollen Bücher zu retten. Dergezigt Arbeiter bringen diese in Eile, während bereits brennende Holzstücke überaus durch die Dachfenster auf die Scheitelputte schlagen.

Ihr Jahreswende.

Dem Tag die Sonne Sieg verleiht,
Es geht die Nacht zu Ende,
Vorüber ist die bange Zeit
Der Winterjannembe.

Im Sternentlicht, das gold'ne Haar
Mit Eisgeschmeiß bekranzt,
Kommt leisen Schritts das neue Jahr
Rum durch die Welt gegangen.

Was wunderbolde Träume spinnt
Es rings auf allen Wegen;
Und in der Menschenstube beginnt
Es heimlich sich zu regen.

Aufwacht der Glaube an das Licht,
— Tödt sind die alten Sorgen,
Und sieghaft in die Herzen dringt
Der Hoffnung Ostermorgen!

Und halten auch noch Wahn und Weß
Die finst're Welt in Banden,
Zerrinnen muß des Winters Schnee,
Und Lenz wird allen Vanden!

Klingt nur, ihr Glocken, hoch vom Thurm,
Und künden's allen Tagen:
Dald wird der Freiheit Frühlingsturm
Der Menschheit Bahn zer schlagen.

Schon keimet der Erkenntniß Saat,
Und reifen muß das Wage! —
Zu neuem Kampf und neuer That,
Mild auf, im neuen Jahre!

Vorüber ist die bange Zeit
Der Winterjannembe,
Es steigt das Licht, es stirbt das Leid,
Es geht die Nacht zu Ende!

entweder der Grund zu did oder der Farbe fehlt noch Galle. Ob der Grund zu did ist, merkt man, wenn sich die Farbe zu langsam ausbreitet. Breitet sich aber die Farbe rasch aus und zieht sich nachher wieder zusammen, so daß sie theilweise unterinkt, so muß derselben noch so viel Galle zugelegt werden, bis der Tropfen die vorhin angegebene Größe erreicht. Ist auf diese Weise die schwarze Farbe gerichtet, dann geht man zu den andern über. Blau wird in Schwarz gemorfen und muß sich 3 Ctm. im Durchmesser ausbreiten. Ist dieses nicht der Fall, so muß entsprechend Galle zugelegt werden. Gelb wird auf Blau gemorfen und auf diese dann Roth, beide müssen sich in derselben Größe ausbreiten wie Blau.

Damit der Grund im Kasten bei etwaigem Untersinken der Farben nicht gleich verunreinigt wird, gießt man etwas in einen flachen Zeller und richtet auf diesem die Farben.

Sind nun alle Farben in ihrer Treibkraft zu einander passend gerichtet, dann kann erst mit dem eigentlichen Marmorieren begonnen werden. Nach dem Abstreichen des Grundes wird die schwarze Farbe der Länge des Kastens nach in der Mitte des Grundes so aufgetragen, daß dieselbe einen ungefähr 10 Centimeter breiten Streifen bildet, dann trage man die blaue Farbe an beiden Seiten der schwarzen der Länge nach auf, doch dürfen die Tropfen nicht wie bei Schwarz ineinanderfließen, sondern die Ränder derselben sollen sich nur berühren. Gelb wird dann in die blaue Farbe gemorfen und in diese dann die rothe, dadurch wird ein schönes Korlorit der Farben erreicht. Beim Streichen mit dem Stift fährt man über die Grenzen der Farben hinaus, wodurch freie Grundlinien zwischen die Farben hineingezogen werden, welche dann die feinste Farbe, nämlich Weiß, bilden. So sehr auch als praktisch die Pinsel mit frummen Borsten vom Erfinder dieser Manier empfohlen werden, so haben sie doch einen Uebelstand, welcher namentlich bei großen Büchern, wozu man die ganze Länge des Kastens nöthig hat, ins Auge fällt.

Hat man nämlich den Pinsel mit schwarzer Farbe gefüllt und fängt von links an aufzutragen, dann werden die Tropfen unwillkürlich größer als sie sein sollen. Je mehr man nach rechts kommt, desto kleiner werden die Tropfen, weil natürlich die Farbe im Pinsel abnimmt. Bei den andern drei Farben reicht eine Füllung des Pinsels gar nicht zweimal über die ganze Länge des Kastens und man muß denselben dann mehrere Mal mit Farbe füllen. Die Farbtropfen werden dadurch zu gleichmäßig groß wie sie sein sollen. Besser ist es daher, man bedient sich zum Auftragen der Farbe nach dieser Manier, statt der Pinsel, der sogenannten Trophenzähler. Ein solches Instrument besteht aus einer 3 Ctm. langen Glasröhre, welche 1 Ctm. im Durchmesser did ist. Das eine Ende ist zugespitzt wie bei einer Spritze und hat eine einen Millimeter weite Oeffnung. Ueber die andere, weite Oeffnung ist eine schlauchartige Kappe von elastischem Gummi gezogen. Beim Gebrauch drückt man die Gummikappe zusammen, taucht mit dem spitzen Ende in die Farbe und läßt den Gummi wieder aufliegen, dadurch fällt die Glasröhre etwas. Ein ganz schwacher Druck an die Gummikappe genügt dann, um jedesmal einen Tropfen daraus fallen zu lassen. Je länger die Gummikappe ist und je mehr man dieselbe beim Füllen zusammenbrückt, desto mehr Farbe wird in die Glasröhre eingezogen, die Tropfen werden nicht nur genau gleichmäßig groß, sondern man kann sie auch abtrotzen genau dahin setzen, wo man sie haben will, was mit Pinseln nicht so gut möglich ist.

Da von Zeit zu Zeit die Farbe ungerichtet werden muß, so genügt ein mehrmaliges Ein- und Auspritzen, um dieses zu bewerkstelligen.

Zu einer zweiten Auftragsweise bedient man sich der kleinen Reistropfpinsel wie man sie zum Tischschmarmor braucht. Derselben werden über den Zeigefinger der linken Hand geschlagen und müssen die damit aufgeworfenen Tropfen einen Durchmesser von etwa 1/16 Ctm. haben. Die Hauptfache bei dieser Manier ist eine möglichst gleichmäßige Verteilung der verschiedenen Farbtropfen. Der fertige Kammschnitt sieht dann dem bekannten gekamnten Papier ähnlich, wie es in den Buntpapierfabriken hergestellt wird.

Zu einer dritten Manier gebraucht man ebenfalls Reistropfpinsel. Diese sind aber noch schwächer und muß das Reistroh so weit mit Faden oder Draht umwickelt werden, daß nur 3 Ctm. davon freibleiben. Dieses freie Ende wird dann in die Farbe getaucht und selbige über den Zeigefinger der linken Hand in ganz schmalen, aber der Länge des Kastens entsprechenden Streifen aufgetragen. Um dieses zu ermöglichen, hält man Zeigefinger und Pinsel dicht über die Grundfläche und schlägt recht kurz und schnell.

Die Farben, z. B. drei, werden in folgender Weise aufgetragen: Die Fläche des Grundes denke man sich der Länge nach in zwei Theile. Nun wird an der einen Seitemwand die blaue Farbe der Länge nach in einen schmalen Streifen aufgetragen. Natürlich muß zwischen der Seitemwand des Kastens und der Farbe ein Streifen freier Grund sichtbar bleiben. Neben die blaue Farbe wird dann Schwarz aufgetragen und neben diese dann roth, zwischen jeder Farbe muß aber auch ein Streifen freier Grund sichtbar bleiben. Auf diese Weise ist nun die Hälfte des Grundes mit den Farben bedekt, man wiederholt das Ganze noch einmal auf der andern Hälfte und somit ist jeder Farbstreifen zweimal vorhanden. Das Ganze giebt ebenfalls ein schönes Korlorit.

Zum Strecken der Farben gebraucht man entweder eine starke Strindadel oder einen dünnen Holzstift. Bei Moosgrund darf man den Stift nur wenig in den Grund tauchen und nicht zu schnell streichen, weil derselbe sehr beweglich ist und dadurch die Farbenlinien zu leicht frumm werden. Bei Tragantgrund wird der Stift tiefer eingetaucht und etwas schneller und schärfer gestrichen, weil dieser Grund nicht so geschmeidig ist. Was dem Tragant ein Geschmeidigkeit abgeht, muß durch einen hohen Grundfand einigermaßen ersetzt werden, deswegen gehen wir auch bei Beschreibung des Marmorierkastens die Höhe derselben auf 6 Ctm. an, man fällt dann den Kasten fast 5 Ctm. hoch mit Grund, denn bei einem hohen Grundfand lassen sich die Farben viel leichter strecken als bei einem niedrigen.

Beim Durchziehen des Kamms ist folgendes zu beachten: Je enger der Kamm ist, desto weniger tief darf er in den Grund eingetaucht und desto langsamer muß er durchgezogen werden. Je weiter der Kamm ist, desto tiefer und schneller kann er durchgezogen werden. Setzt man ihn zum Durchziehen senkrecht ein, so werden die Spitzen der Schuppen sackrund, je schräger man den Kamm zur Grundfläche hält, desto spitziger und werden die Schuppen.

Der verschlungene Kamm wird mehr bei bledenen Büchern, namentlich Geschäftsbüchern angewendet. Die Herstellung ist ganz dieselbe wie beim Kammschnitt, nur müssen die Nadeln des Kamms mindestens 1 Ctm. breit auseinander stehen und der Kamm um 3 Ctm. länger sein als die Breite des Kastens beträgt, damit er rechts und links Spielraum in demselben hat. Ist der Schnitt mit diesem Kamm durchgezogen, so wird derselbe noch einmal zurückgezogen, doch so, daß die Nadeln die Mitte der gebildeten Schuppen durchschneiden.

Der Bouquet- und Frauenmarmor. Wird der fertige Kammschnitt noch einmal mit dem verschleppbaren Kamm durchgezogen, so erhält man

den Bouquetschnitt, so genannt, weil das Gebilde nebeneinanderliegenden Blumensträußen ähnlich sieht. Zieht man aber diesen verschleppbaren Kamm gleich nach dem Streichen der Farben durch, so sieht das Gebilde in der Form Frauenfedern gleich und wird Frauenmarmor genannt. Dieser Kamm darf nur wenig in den Grund getaucht werden und giebt ein abermaliges Aufsteigen und wieder Zusammenziehen immer eine Reihe Bouquets, zu gleicher Zeit muß aber immer etwas abwärts gefahren werden. Weiß werden diese Schmitte aus 2-3 braunen und einer schwarzen Farbe hergestellt, die Schnittfläche des Buches wird dann mittelfest gestrich. Zu diesem Zwecke reißt man etwas hellgelbe Ockerfarbe mit Alaunwasser ab und färbt damit den Schnitt. Ein Bindemittel ist nicht nöthig der Farbe zuzusetzen, da durch den Warmorgrund dieselbe genügend fixirt wird. Wenn Abheben dieser Schmitte, sowie überhaupt auch bei den Kammschnitten, ist Achtung zu geben, daß die Spitze der Schuppen vom oberen zum vorderen und unteren Schnitt einen gleichen Lauf haben.

Korrespondenzen.

Frankfurt a. M. In unserer letzten Mitgliebertagung stand zur Tagesordnung: 1. Tagesanalyse zu einem Wintervergügen, 2. Fragekasten, 3. Verschiedenes. Der erste Punkt rief eine lebhafteste Debatte hervor, wobei sich sämtliche Redner gegen die Abhaltung eines größeren Festes entschieden erklärten, indem ein solches lokaler Verhältnisse halber einen zu großen Kostenaufwand erfordert. Es wurde schließlich ein Antrag angenommen, nach Neujahr einen Familienabend zu feiern, worauf wir die Offenbacher Kollegen schon jetzt einladend aufmerksam machen. Tag und Lokal werden rechtzeitig bekannt gegeben. Zum zweiten Punkt riefen mehrere Fragen eine äußerst lebhafteste Diskussion hervor, in welcher dieselben eingehend beantwortet wurden. Es sei an dieser Stelle konstatirt, daß dem Fragebogen in letzter Zeit mehr Beachtung geschenkt wird wie bisher, was jedenfalls zu begrüßen ist. In „Verschiedenes“ wurde unter Anderem das erbärmliche Verhalten des ehemaligen Mitgliedes Herrn Bieprecht, der die Stelle eines sogenannten zweiten Vorsitzenden in dem „Mitteldeutschen Vereinsortiment“ bekleidet, einer scharfen Kritik unterzogen. Nachdem jedoch der Redner das Verhalten dieses sauberen Herrn gegenüber unserer Mitgliedschaft und seinen Mitarbeitern genügend gelfenngemacht, wurde ein Antrag angenommen, zur Tagesordnung überzugehen, da Betreffender nicht mehr sei, noch ein Wort über ihn zu verlieren. Hieraus wurde aber befürwortet, die Verhältnisse der Mitgliedschaft des gegenwärtigen Instituts zur Sprache zu bringen. Aus den von mehreren Kollegen gemachten Ausführungen sei folgendes angeführt: Vor etlichen Jahren, Herbst 1890, wurden — in Folge gemeinsamer Forderungen der Kollegschaft — in diesem Institut für Sonn- und Feiertagsarbeit, sowie für Lieberstunden ein Zuschlag von 25 Prozent gewährt, außerdem die Feiertage und der Minimallohn von 16,50 Mark gezahlt. Durch die Tätigkeit des jetzigen Vorsitzenden, Herrn Such, ebenfalls ein ehemaliges und sogar thätiges Verbandsmitglied, fielen nach und nach wieder sämtliche Erzugensposten, wobei ganter Bieprecht auch sein Theil leistete. Begründet wird diese für die Kollegen traurige Thatsache damit, daß das Geschäft jährlich mit Defizit abschließt. Es ist aber die Meinung der Kollegen, daß dasselbe gewiß nicht durch die Arbeiter verursacht wird. Gegenwärtig sind die Verhältnisse derart, daß man sucht, Gehilfen mit 12 Mark Lohn einzustellen. Herr Such motivirt dieses Vorgehen damit, daß man jetzt gut mit 12 Mark auskommen

könne, da er selbst als Gehilfe für 10 Mark gearbeitet habe. Da unter diesen Verhältnissen die Verbandsmitglieder nicht gut angefangen sind, ist selbstverständlich. Beide Herren empfehlen wir der richtigen Würdigung seitens der Geschäftsführung.

Frankfurt a. M. Im Anschluß an diesen Bericht sei über „Herrn“ Bieprecht noch folgendes erwähnt: Wir kennen denselben schon seit zehn Jahren und wird er auch noch in Stuttgart und Leipzig bekannt sein. Als er noch Verbandsangehöriger war, sagte er die Vortheile des Verbandes gerne aus und nahm die Unterstützung seiner Kollegen an. Durch seine Gefinnungsänderung und sein Verhalten suchte er sich jedenfalls seine Stellung zu sichern. Erstere geht so weit, daß er erklärt, Verbandsmitglieder seien die schlechtesten Arbeiter und Freyer, und die „Vollstimmte“ (diesige Arbeiterzeitung) sei ein Hehlblatt. Früher äußerte er in Betreff seines Vorgesetzten, Herrn Such, daß ein solcher Faulenzer wöchentlicher 30 Mark beläme, während die, welche die Arbeit schaffen, weniger bekommen. Ob ihm seine Gefinnungsänderung wohl Vortheil verschafft? Wenn er es denkt, mag er diese Nummer der Zeitung seinen Vorgesetzten überreichen. Fris Eitel.

Köln. Wie den Kollegen aus Nr. 50 und 51 unserer Verbandsorgane bekannt sein wird, ist unser bisheriger Bevollmächtigter, Hans Weis, nach Verübung mehrerer Untertragungen flüchtig. Da uns bekannt war, daß Weis sehr viele Schulden hatte, seine Schulden aber immer auf Geld — was er von seinem Bruder bekommen sollte — verdrückte, so wurden wir misstrauisch und verlangten die von Weis so lange hinausgeschobene Abrechnung über einen hier am Ort bestehenden Referend. Diese Abrechnung konnte er nicht liefern und erschied er deshalb in der Verammlung vom 9. Dezember nicht. Nachdem er auch am Sonntag darauf sich nicht sehen ließ, forschten wir am Montag den 11. Dezember nach und erfuhren, daß sich Weis bei der Polizei nach Frankfurt abgemeldet habe. Unsere weiteren Nachforschungen sind jedoch bis jetzt ohne Erfolg geblieben und bitten wir deshalb sämtliche Kollegen, welche dessen Wohnort ausfindig machen, diesen uns mitzutheilen.

Die Summe, um welche die Mitgliedschaft nach unserer Schätzung durch Weis betrogen wurde, wird sich wie folgt zusammenlegen: Referendofon 59,68 M., an Beiträgen von Mitgliedern einfließt 7,75 M., 13 Wochen schuldige Beiträge 3,25 M., 40 Marken a 25 Bfg. mitgenommen 10 M., Untertragungen an Porto ca. 8 M., im Summa 88,68 M.

Hierzu kommen vielleicht noch verschiedene Bissen vom Brandenburger Streit u., welche er nicht abgeliefert hat, und werden wir uns vorbehalten, die Rechnung noch zu ergänzen. Wenn man alles zusammennimmt, so kann man sagen, daß Weis ungefähr 250 M. Schulden hatte.

Hans Weis hatte das Vertrauen sämtlicher Kreise, indem er viel zu erzählen warde von noch zu bekommenem Geld. Unsere Nachforschung hat aber ergeben, daß Weis sein Vermögen von 2800 M. schon 1891 erhalten, und dieses Geld einfach verjubelt hatte. Als er nach Köln kam, hatte er noch etwas davon, nachdem er aber 3 bis 4 Monate hier ohne Arbeit war, war der Rest schnell aufgebraucht. Bevor er nach Köln kam, soll er sich laut vorliegenden Nachrichten im Fahrwasser der Schwarzen bewegt haben, als er aber kein Geld mehr hatte, ließ er sich unserer Bewegung an, vielleicht hoffend, hier etwas zu verdienen.

Mag also jeder Kollege sich Vorstellendes merken und vorsichtig sein, sobald er diesen Weis trifft; für dessen Gefinnung kann nicht garantirt werden. Cass.

nehmer bedauernd mit den Achseln, daß dies so sei, allein gegen ein solches Unglück sei einmal nichts zu machen.

Wie ist nun das Feuer entstanden? Diese Frage wird lebhaft erörtert; wohl könnten vielleicht gewisse Leute darüber Auskunft geben, aber diese hüllen sich in wohlberathenes Schweigen. Man munkelt von einem erst kürzlich erfolgten Abschluß mit einer Versicherungsgesellschaft, auch findet man es auffällig, daß die Wasserlasten gerade leer sein mußten; aber dieses sind doch lediglich nur Vermuthungen und Gerüchte. Wer will auch etwas Bestimmtes behaupten?

Ein Jahr später! Wieder hat ein Jahr seinen Kreislauf vollendet. Wie ein Bödning aus der Höhe, so voll steht die neue Fabrik größer und schöner aus dem Schutte erhoben. Dank den Millionen der Versicherungsgesellschaften hat der ganze Bau eine stattlichere, solidere Form erhalten.

Das Unternehmen ist in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und gewährt seinen Aktionären ganz nennenswerthe Dividenden. Wieder können aus den Aufw. der Dampfwerke zahlreiche Arbeiter durch die Thore, um für großen Lohn sich abzurufen und den Herren Aktionären den Geldsack zu füllen. Der Herr Direktor hat die Fabrik verlassen. Er hat sich im nahen Städtchen ein Haus gebaut.

Schnaps!

— Draußen herrscht ein dicktes Schneegläub; die Straßen, vom Winde wild umhergewirbelt, zerfließen fogleich, wenn sie den Boden berühren und bilden jene widerwärtige Masse, die so leicht durch das Schneewerk bringt und nasse Füße, Rheumatismus und andere unangenehme Wirkungen nach sich zieht. Es ist ein Wetter, bei dem man keinen Hund hinausgehen sollte.

So denkt auch der Herr Rentier Meyer, der auf einem Spaziergang von dem Unwetter überfallen worden und nun ganz durchnäßt nach Hause gekommen ist. Seine runde vorfällige Gattin hatte ihn gleich gewarnt, als er wegging, denn die grauen Wolken hingen so schwer vom Himmel herab, als wollten sie jeden Augenblick sich über die Welt ausschütten. Aber ein Rentier ist auch ein geplagter Mensch. Nicht nur, daß ihm die große Frage oft schlaflose Nächte macht, ob es besser sei, sein Kapital in Staatspapieren oder in Hypotheken anzulegen — das Rentierdasein bringt auch häufig eine störende Leibesfülle mit sich und man kann sich nur durch häufige Bewegung gegen die üblen Folgen der „Unterleibs- angeschlossenungen“ schützen. Daher muß wohl ein geplagter Rentier auch bei schlechtem oder ungewissem Wetter hinaus zur Mutter Natur und eben dabei kann es ihm passieren, daß er von einem Unwetter überfallen wird.

Aber Herr Meyer ist bereits wieder in seiner statlichen Behausung angelangt. Wie ist es so beglücklich in der schön durchwärmten großen Stube, doppelt beglücklich, wenn es draußen stürmt und die Schneeflocken gegen die Fensterscheiben gejagt werden! Die treue und anhängliche Gattin will Herrn Meyer dort etwaigen üblen Folgen seines dermglückten Spazierganges bewahren; wenn es sich darum handelt, einen Schiffbruchigen aus hoher See zu retten, so kann man nicht zögern sein, als die gute Frau Meyer. Der kasse Stiefel ist nämlich umgehängt worden; sogar Trübe Unterhosen hat er angezogen, frische Strümpfe selbsthergestellt, und die Hände strecken in warmen Paraffin, auf die ihm Frau Meyer eigenhändig geordnete Handschuhe gesteckt hat.

Aber damit ist noch nicht die Farlsorge der liebenden Gattin erschöpft. Sie will allen nur denkbaren Maßnahmen folgen des betrübenden Er-

eignisses vorbeugen und darum will sie dem Gatten auch eine „innere Wärme“ zuführen, welche die letzten Spuren der Kälte und des Schneegläubers austreibt. Sie hat einen Grog bereitet aus gutem alten Jamaikarum; er ist sehr stark, aber Herr Meyer kann ja „einen guten Stiefel“ vertragen und seine geröthete, ein wenig ins Bläuliche spielende Nase zeigt an, daß er mit dem geistigen Getränken überhaupt nicht auf gekammten Fuße steht.

Während Herr Meyer seinen Grog zu sich nimmt, mächt seine Begehrigkeit. Die Dämmerung bricht herein; Herr Meyer läßt den Rauch seiner Zigarre mit ungemieiner Würde in die Luft, während Frau Meyer und ihr zwölfjähriges Töchterchen Thessa am Fenster sitzen mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt. Die kleine Thessa ist sehr aufgeweckt und für ihr Alter von ungewöhnlicher Schärfe des Urtheils, ein Umstand, der ihren Papa nicht immer angenehm berührt.

Da klingelt es draußen an der Korridorthüre. „Thessa, sieh, wer draußen ist!“ sagt Frau Meyer und das Kind hüßt hinaus. Gleich kommt es wieder.

„Ein armer Mann ist draußen, der kein Nachtlager hat“, meldet Thessa.

„Ich gebe nichts“, murrt Herr Meyer grimmig. „Ich zahle jährlich meinen Beitrag an den Verein gegen Bettel“, damit ich von dieser Plage verschont bleibe.“

„Aber der arme Mann hat kein Obdach bei diesem Wetter!“ sagt Thessa.

„Ach was“, ruft nun Frau Meyer, „das sind Alles nur Aderbezüge, die betteln, um Schnaps trinken zu können.“

Thessa's gutes Herz läßt sich noch nicht einschüchtern. „Ich will ihm jetzt wenig aus meinem Ersparten geben“, zehnt sie.

„Das fehlt mir grade, solch überspanntes Zeug, damit Du mir alle Bagabunden auf den Hals ziehst“, schrie Meyer wüthend. „Frau, geh Du hinaus und jage den Kerl fort. Wenn er nicht geht, so jage Du würdest die Polizei holen!“

Frau Meyer that fogleich, wie ihr Mann befohlen. Als sie wieder hereinlief, meinte sie: „Der Mensch ist wirklich gefährlich aus. Er hatte eine blaurothe Nase und noch nach Schnaps.“

„Hab ich's nicht gesagt?“ rief Herr Meyer triumphierend. „Der Kerl bettelte um, um Geld zu Schnaps zu bekommen.“

„Aber Papa“, meinte nun die kleine Thessa, „der arme Mensch hat keine Wohnung, keine Nahrung, es friert ihn und da ist es gar nicht zu verwundern, wenn er, da er nichts Besseres hat, einen Schnaps nimmt, um sich zu erwärmen.“

„So“, sagte Frau Meyer, „Du nimmst auch noch Partei für den Schnapsäufer!“

„Ich finde es begreiflich“, antwortete Thessa. „Und dann verzehre, lieber Papa, Du nimmst doch auch ein geistiges Getränk zu Dir, um Dich zu wärmen. Es ist aber besser, als der schlechte Fusel, den der arme Mann draußen teinten muß.“

Jetzt sah Frau Meyer wüthend auf: „Wer hat Dir solch alberne Ideen in den Kopf gesetzt? Gemüß der verrückte Schuhmeister, der immer so viel von der Menschheit schwätzt!“

„Er sagte nichts Besseres“, meinte Thessa, „er sagte nur, was sollte in dem unglücklichen Bettler, er möge sein wie er wolle, den Menschen sehen, und man wisse doch auch nie vorher, wie ein solcher Mensch ins Unglück gekommen sei!“

„Aha!“ sagte nun Herr Meyer grimmig, „der Mensch hat fogledenotrarische Anschauungen. Da muß ich an seine vorgelegte Weibche schreiben. Solchen Leuten können wir die Erziehung unserer Töchter nicht anvertrauen!“

